

**Nachwort  
von  
Franz Schuh**

**Irgendwo  
im Nirgendwo  
oder über  
das Dasein**

Ein ganzes Zentrum und ein Rand machen hängen zu einer Art anziehen. Das was nicht ist warum es eine Stimme gibt ist das Überbleibsel eines Anerbietens. Es gab keinen Mietzins. [Gertrude Stein]

In der Zeitung habe ich einen der besten Sätze, die es auf der Welt gibt, gelesen; es ist ein Satz über »Heimat«, und er lautet: »Heimat heißt irgendwo hingehören«. Das »irgendwo« negiert unwillkürlich das beabsichtigte Pathos der Dazugehörigkeit, und plötzlich tritt anstelle der angepeilten Verankerung die unübertreffliche Wahrheit, dass der Mensch irgendwo hingehört.

Dieses Irgendwo nenne ich »Kontingenz«, und das Buch, das Sie hier vor sich haben, handelt – in meiner Lesart – von dieser Kontingenz; Kontingenz ist die große Zufälligkeit, die jeden Menschen wie ein Schicksal umschließt. Sogar dass man dieses Ich ist und nicht irgendein anderes, ist einem bloß zugefallen, was sollte daran schon notwendig sein?

Die illusionslose Reflexion dieser Kontingenz, auch nur Momente Aug in Aug mit ihr, würde noch die stärkste Vernunft verrückt machen; daher ist es immerhin nützlich, dass sich historische und gesellschaftliche Formen herausgebildet haben, die, falls man in der Lage ist, sie zu akzeptieren, der eigenen Existenz den Schein von Notwendigkeit, also von »Wirklichkeit«, verleihen. Man muss die Komplexität reduzieren, man muss den Horror der Vielfältigkeit des Realen auf ein Maß herunterdividieren, mit es sich leben lässt.

Es ist bekannt, dass man den Idioten daran erkennt, dass er den Zufall seiner Lebensart für die absolute Wahrheit, für die einzige Seinsweise nimmt; aber es gibt auch die gegensätzliche, die heroische Möglichkeit, sich der Kontingenz voll und ganz hinzugeben: hier fallen viele Typen hinein, vom Spieler angefangen bis zum Abenteuerer, der lustvoll die Grenzen von [schein]gesichter Wirklichkeit in Richtung unkalkulierbarer Zufälle verschiebt.

Ironisch könnte man sagen, dass solche Typen ihre Sicherheit im Ungewissen suchen. Das ist die Stelle für eine meiner Lieblingsanekdoten: sie erzählt von einem kriegsberichterstattenden Journalisten. Der Kriegsberichterstatter war unter anderem von einem nervösen Augenzukneiftick beherrscht. Es sei mir unverständlich, sagte ich ihm, wie er als ein so nervöser Mensch den Krieg ertragen könne, und er antwortete, im Krieg sei er eben nicht nervös, und wenn die Granaten links und rechts von seinem Jeep einschlugen, dann sei der sogar sein Augenleiden los!

Der wahre Held ist natürlich der, der, ohne ein Idiot zu sein, die Kontingenz durch seine Person bezwingt und der sogar die wechselnden Zeiten seinen unverwechselbaren Namen geben kann: Napoleon oder seinesgleichen.

Die Menschheit ist durch Geschichte schwer belehrbar, sie hat wenig von Don Quijote gelernt, dessen sympathische Lächerlichkeit die komische Seite des am Ende angekommenen Heldentums ausmacht. In diesem Jahrhundert ist das Heldentum und sein Ende weniger komisch. Ich behaupte, dass Elfriede Gerstls Schreib- und Lebensweise auch ein Widerhall jener tiefen Trauer ist, die dem Jahrhundert entspricht. [Dass sie es direkt kaum einmal ausspricht, sagt mir, dass sie es nicht so ohne weiteres zur »Bewältigung« freigibt.]

Die gemessene Dimension ihrer Texte, das Unheldische ihrer Anschauungen, sind auch von Vorsicht geprägt. Nichts hält sich, und jederzeit kann man drankommen, ohne etwas getan zu haben, ohne an etwas schuld zu sein. Der »Kleiderflug« hat in meiner Lesart seine Stärke darin, dass das Buch indirekt ein Beispiel davon gibt, wie man mit der Vorläufigkeit unserer Einrichtungen, unseres Eingerichtet-Seins mit der Welt [das katastrophal enden kann], intelligent und umsichtig, also ohne sich weit vorzuwagen, zu Rande kommt.

Als Flaneurin ist Elfriede Gerstl heute dort, an den Straßen und Plätzen, in den Geschäften und Lokalen, wo viele aus ihrer Tradition und Herkunft nicht mehr sein können. »Flaneur« – das ist nicht zuletzt jener früher ausschließliche männliche Typus, der der modernen Kontingenzerfahrung [»ich kann nichts ändern, und zugleich kann morgen alles anders sein«] zu entsprechen sucht. Gerstls Wohnung [in der, wie Herbert J. Wimmers Bilder lakonisch zeigen, sich vieles angesammelt hat] hat etwas Paradoxes. Die Wohnung ist gleichsam die »äußere« Inneneinrichtung einer Flaneurin, die ja nicht zuhause in ihrem Element ist; die innere wäre der Text, wären ihre Texte und die Texte, die sich bei ihr daheim wie rein zufällig, ungeordnet, chaotisch als Bücher stapeln.

Die Texte: Gertrude Stein hat sich vollkommen dem Zufall der sprachlichen Ordnung verschrieben; warum die Rose Rose heißt, kann einem ja keiner sagen, es ist ein Zufall, der sich höchstens aus dem Sprachspiel erklärt, oder besser aus dem herrschenden Einverständnis über die Sprachspielregeln. Aber schließlich muss man nicht für alles Verständnis haben, und setzt man einer Ordnung, als wäre sie der reinste Zufall, seine Willkür entgegen, dann können sich – in der Kunst – ganze Welten erschließen!

Konrad Bayer, dem der Kerntext dieses Buches gilt, hatte einen geübten Sinn für die vom Zufallsgenerator angeworfene Dichtungsmaschine. Wenn man den Zufall nicht bändigen kann, muss man eben mit ihm arbeiten. Aber Arbeit bedeutet, [eine] Ordnung schaffen, der »Inventionismus« wird methodisch: »man nehme«, schrieb Konrad Bayer, »eine anzahl wörter

[: den wortstock, auch verbarium] stelle gleichungen nach dem goldenen schnitt auf [später irgendwelche mathematische reihen] und beginne die wörter danach zu ordnen, auszuzählen bis der wortstock zu ende oder sooft durch den wortstock bis alle wörter verwendet sind [etc. ad libitum]: das ergebnis soll eine harmonische struktur sein ...«

Es kommt also darauf an, dass die Ordnung, die den Zufall verwaltet, frei gewählt ist. Tatsächlich hat der »methodische inventionismus« ein demokratisches Motiv: »alle«, so Konrad Bayer, »schreiben, dass der bleistift raucht: dichtung als volkssport«, und in diesem Zusammenhang war zuvor schon die schöne Aussage gefallen: »wir sind sehr stolz. jeder kann jetzt [1954] dichter werden.«

Die Zeit vergeht wie im Flug, und die Kleider fliegen mit. Das ist der Kleiderflug. Die sogenannten »eigenen vier Wände« stehen dem Körper nahe, die Wohnung ist als eine der Häute des Menschen beschrieben worden. Direkt auf der Haut trägt der Körper die Kleidung. Diese muss gewechselt werden. Der Wechsel ist Ursprung und Wesen der Mode, und der Ursprung dieses Wechsels sind die Jahreszeiten: Frühling, Sommer, Herbst und Winter verlangen nach jeweils anderen Einkleidungen.

Von dieser Naturnotwendigkeit ist man in unseren Breiten befreit, »emanzipiert«, und die Mode kann sich als ihr eigener Zweck stets von neuem entfalten. Gerstls »Kleiderflug« zeigt, wie atemlos man dabei wird, wenn man die Zeitspannen mit den jeweils neuen Stilen auszufüllen hat. Die klassische Definition der Mode, sie sei nichts als »die Wiederkehr Desselben als Anderes«, verrät das erlittene Paradox: Ausgerechnet modisch gibt es unter der Sonne nichts Neues, die Mode dynamisiert die Stagnation bloß zum Schein, der, wenn man Glück hat, Spaß macht, der sich aber auch, zum Beispiel als Statusproblem oder als berufsmäßige Kleiderordnung, zum Zwang entwickeln kann. In diesem Zwang steckt eine zweite Unmöglichkeit: Es ist das offene Geheimnis der Mode, dass man mit ihrer Hilfe der Individualität eine Unverwechselbarkeit, also dem Zufall der eigenen Existenz eine Notwendigkeit, eine anerkannte »persönliche Note« verleihen möchte. Aber andererseits wäre nichts in Mode, würde es nicht zugleich auch uniform, also antiindividuell sein. Dadurch wird die Mode zu einem problematischen Balancesystem; sie ist eine sublimale Kunst der Übereinstimmung und der Abweichung, die alle Extremismen, sowohl die der Anpassung als auch die der Abweichung, als vergeblich, als eitel erscheinen lässt.

Gerstls Kleidersammlung setzt in diesem Widerstreit auf das, was einmal in Mode war, was vom modischen Prozess überholt wurde, jetzt gleichsam allein dasteht und daher den Anschein erweckt, der Mode enthoben zu sein. Daraus entsteht ein eigener Stil, der sich – im Freundeskreis – als überblickbare, behutsame Mode ausgebreitet hat.

In Ergänzung zu Elfriede Gerstls Überlegungen über das Sammeln: Der Sammler, so glaube ich, möchte wenigstens auf einem, auf seinem Gebiet die Kontingenz in den Griff bekommen. Dieses eine Gebiet reduziert in der Sammlerseele stellvertretend den ungebändigten Zufall auf allen anderen Gebieten.

Der Sammler versucht die Angst vor der Kontingenz durch den Überblick über seinen Sammelgegenstand loszuwerden. So steht er merkwürdigerweise in antithetischer Parallelität zum Spieler. Während der Sammler einsammelt und behält, worum es ihm geht, setzt der Spieler alles, was ihm wichtig ist, aufs Spiel. Im Spiel konfrontiert er stets das Risiko, vor dem ihm graut; er pflegt gerade durch das Spiel vertrauten Umgang mit der Angst, selber bloß auf einem Spiel zu stehen, und wenn er gewinnt, dann hat er das [flüchtige] Gefühl, sein Schicksal in der Hand gehabt zu haben!

Gerstls »Kleiderflug« ist eines der seltenen Bücher, in denen es in unaufdringlicher Weise um Selbstbehauptung geht. Gewöhnlich widerlegt schon der Ton den sich unaufhörlich selbstbehauptenden Autor. Selbstbehauptung ist ja schwierig: Man muss der Kontingenz soviel Individualität abringen, herausreißen, dass man nicht einfach untergeht. Man braucht sich aber nicht einzubilden, viel mehr Einzigartigkeit haben zu können, als es der Zufall erlaubt. Obendrein gilt es, und das ist am schwierigsten, daher sei es mit den Worten der Elfriede Gerstl gesagt, »sich in all dem Kramuri auch noch wohl zu fühlen«.